



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Müller, Willi: Pariser Welt und Halbwelt zur Zeit der Direktorialregierung

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Pariser Welt und Halbwelt zur Zeit der Direktorial- regierung

Von Studienrat Dr. Willi Müller



er wirre Traum von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, den die Franzosen in jenen Tagen träumten, da bunt durcheinander die Köpfe des Königs und der Königin, der Girondisten wie der Montagnards, Dantons und anderer Schreckensmänner in die Ewigkeit rollten, ging zu Ende, als an dem denkwürdigen 9. Thermidor des zweiten Jahres der Republik Robespierre gestürzt wurde und vierundzwanzig Stunden später das geschäftige Fallbeil, dem er Hunderte überliefert hatte, endlich auch das Haupt dieses blutdürstigsten aller Tyrannen vom Numpfe trennte. Der erste Akt des großen, die Welt völlig umgestaltenden Dramas war damit ausgespielt, und allmählich stellte sich unter dem Direktorium nach der Zeit der Unruhe ein Gefühl der Sicherheit ein, das es gestattete, aus der politischen Revolution eine gesellschaftliche zu machen und Frankreich der Lust am Dasein, die es so lange entbehrt hatte, zurückzugeben. Zumal die Frauen waren es, die mit der gefälligeren Lebensauffassung Athens das Sparta der Sansculotten zu erfüllen wünschten, und ebensowenig wie jene zeigte sich die Jugend geneigt, dauernd das Joch einer alle Freudigkeit ertötenden Barbarei zu tragen; sie schmachtete förmlich nach Genuß und freier Bewegung und wollte die Vergangenheit heraufbeschwören, die ihre Kindheit verächtet hatte. Dem Sehnen der im Lenze ihres Lebens stehenden Mädchen konnte das Bewußtsein demokratischer Tugend allein auf die Dauer denn doch nicht genügen, und natürliche Verbündete fanden sie an den gleichalterigen Jünglingen. Man wollte die Schrecken der Revolution aus der Erinnerung völlig verbannen, und so stürzte sich zumal Paris kopfüber in einen wahren Taumel des Vergnügens; konnte man im Zweifel sein, ob die Franzosen zur Zeit der Terreur mehr Selben oder Narren gewesen waren — jetzt wurden sie ein Volk von Genießern. Allerdings erscheinen uns die Jahre des Direktoriums als eine Zeit, in der die Grenze, die Welt und Halbwelt trennt, oft nicht ganz deutlich zu erkennen war; gebildete Frauen nahmen keinen Anstoß an dem sittenlosen Treiben vieler ihrer Geschlechtsgenossinnen; anrühige Damen verkehrten unangefochten in guten Kreisen, und im Punkte der Moral herrschte eine so ausgeglichene Nonchalance wie kaum zur Zeit des anciens régimes, unter dem einst Ludwig der Sechzehnte als Dauphin seine junge Gemahlin ganz ungeniert bei der Dubarry, der Maitresse seines Großvaters, eingeführt hatte.

Als ein Wesen, das auf jener Grenzlinie zwischen Welt und Halbwelt amphibiotisch balanciert, erscheint vor allem Frau Teresa Tallien, „Notre Dame du Thermidor“, wie die Pariser sie nannten, weil nicht ohne ihren Einfluß Robespierres Katastrophe herbeigeführt worden war. Sie öffnete nach der Schreckenszeit zuerst die Pforten ihrer Villa, der am Cours de la Reine gelegenen „Chaumière“, wieder der Gastlichkeit und verstand es, die Räume dieses reizenden Heimes bald zu einem Sammelpunkt der guten Gesellschaft zu machen. Hier saßen der ausgesprochene Revolutionär, der blaublütige Aristokrat und der reich gewordene Spekulant an demselben Tische; Barras, der glänzendste der fünf Direktoren, ging ein und aus und spielte halbwegs den Hausherrn, und in den so bunt gemischten Kreis fehrte unter dem versöhnlichen Einflusse der schönen Frau allmählich die der Zeit des Jakobinertums völlig fremde feine Sitte früherer Tage zurück. Auch ein kleiner, in einer stark abgetragenen Uniform stekender Offizier, mager, mit struppigem Haar und gelber Haut, die an den Knochen zu kleben schien, besuchte diesen Zirkel; man konnte meinen, er käme direkt vom Schlachtfelde und röche noch nach Pulver, und wenn er über die Straße ging, hörte man wohl die Leute sagen: „Ah! comme il est laid ce petit crapaud!“ Das war der damals inaktive Brigadegeneral der Artillerie Napoleon Bonaparte, der in kurzem

die Vorbeerhaine Italiens entblättern und nach zehn Jahren die Krone Frankreichs tragen sollte. An Damen traf man bei Madame Tallien — die Bezeichnung „Citoyenne“ war schon nicht mehr allgemein gebräuchlich — die pikante Frau Gainguerlot, die interessante Josephine von Beauharnais, die Bürgerin Hamelin, als Erfinderin der transparenten Gewänder, der nudités gazées, bekannt, Frau von Krüdener, damals noch eine Priesterin der Liebe und nicht der Mystik, und manche andere vielgenannte Frau. Alle aber überstrahlte die liebenswerte Wirtin; in ihr erschien nach den vielen Vorfürzen der Konventszeit eine Sirene, die mit ihrer Silberstimme das Lachen und die Freude aus der Verbannung zurückrief. Und die so lange Exilierten folgten der Lockung gern, denn die sie erklingen ließ, war schön Teresa, eine Tochter des Bankiers Grafen Cabarrus, stand, 1773 geboren, zur Zeit des Direktoriums auf der Höhe ihres Lebens. Über den großen, sammetweich blickenden Augen, die die Männerwelt hypnotisierten, wölbten sich herrlich geschwungene Brauen, während um den kleinen, mit blendend weißen Zähnen geschmückten Mund ein halb mokantes, halb verführerisches Lächeln spielte; dazu war sie hübsch gewachsen und von geschmeidigem, harmonischem Körperbau, der Grazie mit Majestät vereinte; kurz: ein seltener, berauschernder Zauber ging von ihr aus und schlug alle in Fesseln, die mit ihr in Berührung kamen. Wenn sie die „Chaumière“ verließ, liefen die jungen Leute zu Hauf, Männer im Greisenhaar schlossen sich ihnen an, und die Menge blieb stehen, ihr eine stumme Huldigung darzubringen. Und fest und siegestrunken durchwandelte sie die Hecken der Neugierigen; das lag in ihrer Art — vielleicht das Ertheil eines Ahnherrn, der zu den Konquistadoren gezählt hatte. Begreiflicherweise sehnte sich dieses von der Natur so bevorzugte Wesen vor allem nach freier Betätigung auf demjenigen Gebiete, wo die Frau so gern ihrer Individualität und ihrem persönlichen Geschmacks die Zügel schießen läßt: auf dem der Mode; und hier wurde sie bald tonangebende Herrscherin. An der Spitze der „Hemdblösen“ marschierend — ihr und ihrem Kreise galt der „lächerliche Saft“ als das Leichentuch der Schönheit — bevorzugte sie kostbare griechische Toiletten, die ihre klassischen Formen erst in das rechte Licht rückten. Als „Déshabillé“ bezeichnete man die halbwegs paradiesische Nacktheit, die sie zur Schau trug, um die Männer in dem Urtheil über ihre Reize ja nicht schwankend zu machen; denn sie huldigte der Ansicht: wenn eine Frau angekleidet ist, kommt es für sie nicht darauf an, schön zu sein. Nur Schmuck verwendete sie reichlich. Eine Diamantkette, die auf dem vollen Busen in wogender Bewegung sich hob und senkte, sprühte tausendfache Funken; goldene, mit Edelsteinen besetzte Ketten umspannten ihre Arme und Fesseln, und selbst an den Zehen glitzerten Ringe. Wenn sie aber dem Publikum ausnahmsweise mal nicht griechisch kam, pflegte sie einen Zupon von schwarzer Gaze zu tragen, den man allerdings kaum einen Unterrock nennen konnte, weil sie es verschmähte, einen anderen darüber zu ziehen. Er war nicht allzu lang und an den Seiten des bequemen Schreitens wegen bis zu den Hüften aufgeschlizt, so daß die fleischfarbenen seidenen Trikots, die die herrlichen Glieder eng umspannten, dem entzückten Auge sichtbar wurden. Den sarkastischen Talleyrand stachelte diese Kostümierung zu dem Ausrufe: „Man kann sich unmöglich in einer noch pompöseren Weise entkleiden!“ Teresas herausfordernde Toiletten und nicht minder die kostbare, ochenblutfarbene Equipage, in der sie die Straßen der Hauptstadt durchseilte, setzten bald die Zungen von tout Paris in Bewegung. Ihr Geist entsprach vielleicht nicht ganz diesem glänzenden Exterieur; immerhin huldigte sie, wie ein Blick in ihr Boudoir beweist, von dem uns der Marquis v. Paroy, ein Freund Talliens, ein Bild entwirft, gern und in vielseitiger Weise der Kunst und der Wissenschaft. Der Verdacht drängt sich allerdings auf, daß sie auf diesem Gebiete ein wenig postierte.

Den Lebenswandel der schönen Frau brauchte man freilich nicht gerade mit der Lupe zu prüfen, um zu erkennen, wes Geistes Kind sie war. Das heiße, durch die Sonne des Südens — sie war Spanierin von Geburt — gefochte Blut der in allen koketten Verführungskünsten Geschulten machte liebhaft sein Recht

geltend, und das um so mehr, als die Herzen der Männer ihr zuflogen wie die Motten dem Lichte. Zunächst wurde sie die Geliebte des Direktorialmitgliedes Barras, eine Art Fee des Luxembourgs, in dem die Regierungsbehörde ihren Sitz hatte; huldvoll aber, wie solche Wesen zu sein pflegen, schenkte sie ihre Gunst, geblendet von dem Glanze des Goldes, der faszinierend auf sie wirkte, auch wohl anderen; nichts lag ihr ferner als Exklusivität auf dem Gebiete der Liebe. Aus Barras' Armen wanderte sie in diejenigen des reichen Bankiers Duvrard, auf dessen Landgute Raincy sie nun die Honneurs mit der gleichen Gewandtheit machte wie früher im Luxembourgs; und da bekannt war, daß die vielseitige Dame auch ihrem ersten Gatten, dem Marquis v. Fontenay, keineswegs unverbrüchliche Treue gehalten hatte, kann man verstehen, daß ihr, die allgemein als Kurtisane galt, einst auf der Promenade von ruchloser Hand ein Zettelchen angestekt wurde, auf dem geschrieben stand: „Achtung! Nationaleigentum!“ Sie selbst wie die wechselnden Geheimnisse ihres Schlafgemaches waren bald in aller Munde, und wenn sie dank ihrer Reize auch herrschte, umgaben doch Eifersucht, Klatsch und Schmähungen ihren Thron; über die göttliche Teresia mokierten sich die anderen Frauen in ergiebigster Weise: die jungen aus Eifersucht und die alten, weil sie sich so erhaben vorkamen, wenn sie das Piedestal der Sittsamkeit bestiegen, das vielen von ihnen bis dahin freilich eine terra incognita gewesen sein mochte.

Eine ähnliche Berühmtheit wie Frau Tallien war die drei Jahre jüngere, auf St. Domingo geborene Frau Fortunée Hamelin, die Gattin eines Armeelieferanten. Sie hatte — ihr von dem italienischen Meister Appiani gemaltes Bild belehrt uns darüber — einen ausgesprochen kreolischen Typus mit brünettem Teint, brennende „Tropenaugen“, rote, sinnliche Lippen und prächtiges schwarzes Haar, dazu die Taille einer Nymphe und den Fuß eines Kindes. Man nannte sie sehr bezeichnend „la jolie laide“, aber sie konkurrierte nicht ohne Erfolg mit den schönsten Frauen ihrer Zeit; dazu war sie hochintelligent und glänzte manchmal, wie ihre Briefe beweisen, geradezu durch Geist. Von einem Engel, wie Therese Tallien ihn bisweilen markierte, hatte sie zwar nichts, eher etwas von einem „Straßenjungen im Unterrod“, wenn sie ein solches Kleidungsstück überhaupt getragen hätte, und weil sie satirisch zu sein wußte und liebte, hatte sie wenig Freundinnen, dafür aber um so mehr Freunde, denn eine gewisse Frechheit, mit der die temperamentvolle Dame den Männern entgegentrat, gefiel diesen sehr gut, weil sie zu ihrem ganzen Wesen paßte. Es zeigte sich hier mal wieder, daß manche Circe gerade durch ihre Fehler am meisten zu bezaubern weiß. Und eine Circe war Frau Hamelin. Zumal beim Tanze zog sie alle Blicke auf sich durch unerreichte Grazie, bezaubernde Haltung und herausforderndes Minenspiel. Natürlich hatte diese Terpsichore der Pariser Bälle auch ihre Liaisons; zumal Graf Montrond, schön wie ein Adonis und führender Elegant auf allen Gebieten der Mode, war ihr erklärter Liebhaber.

Wollen wir aus der bunten Welt des Direktoriums noch eine dritte charakteristische Erscheinung hervorheben, so dürfen wir an der liebreizenden Frau Nécamiere nicht vorübergehen, der Gattin eines Vertreters der Pariser Haute Finance. Die Stellung der französischen Bankiers hatte sich gehoben, seit — Welch wunderbare Anschauung! — Ludwig der Fünfzehnte ihren Kreisen eine seiner Maitresses, die hübsche Jeanne Antoinette Poisson, entnommen hatte. So machte denn Frau Zuliette Nécamiere ein großes Haus und war, was viel Aufsehen erregte, die erste, die in Gesellschaft nicht mehr geschminkt und gepudert erschien; freilich konnte sie es sich gestatten, auf solche Hilfsmittel zu verzichten. Sie muß von wahrhaft bezauberndem Liebreiz gewesen sein; als sie einst auf vieles Bitten an einem Sonntage in der Kirche St. Roch die Kollekte übernahm, konnte das Gotteshaus kaum die Menge der Menschen fassen, die den Anblick genießen wollten, die Golde mit dem Klingbeutel durch die Reihen der Gläubigen schreien zu sehen, und das Resultat der Sammlung betrug 20 000 Franken. Das Bild der schönen Frau machte förmlich die Reise um die Welt; der weit umhergekommene Chamisso behauptet, ein Konterfei von ihr in China gesehen zu haben. Viel bewundert,

wie ihr Außeres, wurde anfangs auch die Tugend Juliettes, doch auch über diese soll der unwiderstehliche Montrond später einen Sieg erfochten haben.

Ein auf den Zynismus des Jakobineriums folgender Luxus, wie er im Hause Récamier getrieben wurde, durchdrang bald aber alle Stände und zeigte sich naturgemäß auch in dem leitenden Kreise der Direktoren. Zur Konventszeit war das Luxembourg das Gefängnis für die vornehmsten Verdächtigen gewesen — man hatte damals mehr Bedarf an Kerker als an Palästen —, nun wurde es seiner eigentlichen Bestimmung zurückgegeben, und seine Brunfsäle öffneten sich zumal für die Feste, die Barras gab, der Mann der Repräsentation unter dem direktorialen Pentarchat. Nicht alle seine Kollegen schienen für derartige Vertretung nach außen hin in gleicher Weise geeignet, denn ihre Gattinnen waren keineswegs sämtlich feine Damen; der Präsident Gohier beispielsweise hatte seine Köchin geheiratet. Bei Barras' Gastmählern sah man allerdings eine buntgemischte Gesellschaft; neben vereinzelt Anhängern des ancien régime erschienen hier vor allem bekehrte Jakobiner, die, der Atmosphäre der guten Gesellschaft ungewohnt, um so komischer wirkten, als sie die Allüren der ci-devants wenig erfolgreich zu kopieren und ihre schlechte Erziehung hinter der linkschen Nachahmung feudalen Auftretens zu verstecken suchten. Und wie im Luxembourg nahm in den Salons mancher anderen Kreise die große politische Umwälzung etwas von einem sozialen Karneval an; zu Geld gelangte Wucherer und ihnen ähnliche Elemente drängten sich herbei; an die Stelle der Altadligen traten die nouveaux riches, von jenen als nouvelle canaille angesehen; Finanzbarone und Finanzprinzessinnen tauchten überraschend auf, ohne daß man wußte, woher sie kamen: alles in allem genommen, eine vergoldete Plebs, absolut unfähig, sich ihres frisch erworbenen Mammons mit Anstand zu bedienen. „Damen der Halle“ fanden sich plötzlich auf dem Parkett der Salons wieder, und Frauen einer Bourgeoisie von gestern suchten heute schon emsig Verkehr in den Kreisen des alten Adels, um morgen mit den neuen Bekanntschaften renommieren zu können. Und die frisch gekrönten Könige des Mammons gaben selbst Feste, die bis in den dämmernden Morgen hinein dauerten; sie konnten die Geladenen ja mit den seltensten Speisen und den gewähltesten Getränken bewirten; wie man sie mit Anstand zu sich nahm, das freilich blieb ihnen ein Rätsel, an dessen Lösung mancher sich vergebens versuchte. Die über Nacht reich gewordenen Parvenus waren überhaupt gern bereit, alle möglichen Opfer zu bringen, um sich ihre Stellung zu sichern, und da sie gehört hatten, daß ein großer Teil der guten Gesellschaft für Musik Interesse habe, besuchten auch sie Konzerte, freilich nur, um sich dort mit Heroismus zu langweilen; die Frauen nahmen, sogar noch in vorgerückteren Jahren, Klavierstunden und machten keine Badereise, ohne ein Fortepiano mitzuführen. Auch sah man in den Zimmern dieser Damen das Modeinstrument der Zeit, eine der kostbaren, von Erard gebauten Harfen, wenn auch nur als Dekorationsstück, und Garat, der stimmbegabte Liebling des Pariser Publikums, sang hier wohl, von Méhul oder Cherubini begleitet, seine süßlichen Romanzen. Man versteht, daß Madame Angot, ein Fischweib, in unzähligen Bühnenstücken durch alle Situationen geführt wurde, in denen reich gewordenes Plebejertum, in indische Stoffe und brabanter Spitzen gehüllt, sich weiblich lächerlich machen kann. Bessere Gesellschaft fand man im allgemeinen auf der „Klein-Koblenz“ genannten, viel besuchten Promenade, wo unter den alten Bäumen schöne Frauen lustwandelten, vielleicht die noch schönere Tallien beklatschten und im Vorübergehen ihren Courmachern zulächelten. Freilich verkehrten auch hier neben den Damen der feinen Welt die Kreise der Halbwelt; die aufgeklärte Zeit schlug eben eine Brücke zwischen früher scharf getrennten Ständen, und der Ton, selbst der gebildeten Frauen, war unter dem Direktorium sehr frei. Einen ganz besonderen Charakter trug aber der Garten von „Petit-Coblence“ insofern, als er das Hauptquartier der Unzufriedenen war; eine ganze Vendée fand sich hier zusammen, und die Fächer, die die königstreue Damenwelt handhabte, verstanden geschickt zu manifestieren; in bestimmte Falten gelegt, zeigten sie, wie uns die Gebrüder Goncourt belehren,

denen wir so manche interessante Notiz über die Direktorialzeit verdanken, auf schwarzem Grunde die verpönte weiße Lilie der Bourbonen, und wenn man sie gegen die Sonne hielt, erschienen die Bilder Ludwigs des Sechzehnten, der Königin und des Dauphins. Nahmen aber die promenierenden, in die Trauertoilette der Royalistinnen gekleideten jungen Frauen auf den Bänken des Gartens Platz und ließen ihre Füße mit herausfordernder Grazie unter dem Saume der Kleider hervorlugen, begegnete das durch den lieblichen Anblick gefesselte Auge auch hier dem mit Silberfäden in die Strümpfe eingestickten Lilienmuster.

Vor allem aber wurde unter Führung der Frau Tallien und ihrer Freundinnen die Mode beherrscht durch eine Art Antihomanie. Der ganze Olymp lebte wieder auf mit aller seiner klassischen Nacktheit, die Arme entäußerten sich der Kleidung mehr und mehr, und die unteren Extremitäten folgten ihrem Beispiel, höchstens daß Sandalen tragende, mit Gemmen geschmückte Riemen sich um die Knöchel schlangen. Das Griechentum mit seinem Kultus der schönen Form, wie sie am vollendetsten sich in den Linien des menschlichen Körpers zu erkennen gibt, hatte es diesen Republikanerinnen des ausgehenden achtzehnten Jahrhunderts angetan, und die Toiletten, die Begehrenswertes scharf martierten, übertrafen an herausfordernder Kühnheit bald alles, was die Monarchie sich je geleistet hatte. Viele Frauen machten den Eindruck, als seien sie eben der Badewanne entstiegen; ja man kann sagen, manche war kaum mit etwas anderem bekleidet als mit ihrer Schamhaftigkeit, und diese war oft fadenscheinig genug. Und wenn eine der „Merveilleusen“ — so lautete die Bezeichnung für diese Modenärinnen — wirklich noch einen Kleiderrock trug, war er so kurz, daß sie, einem Anbeter ein Stelldichein bewilligend, zu seiner Information wohl hinzufügen konnte: „Sie können mich leicht an meinen grünen Strumpfbändern erkennen“. Kein Wunder, daß ganze Scharen junger Mädchen und Frauen einer Kostümierung zum Opfer fielen, die dem Klima der Gallia braccata so wenig entsprach. Die Modetorheiten der Frauenwelt wurden aber — so fabelhaft es klingt — fast noch übertroffen durch diejenigen der jungen Männer; den „Merveilleusen“ stehen die „Incroyables“ zur Seite oder, wie sie selbst sich nannten, „Sncoyables“ — denn es galt für vornehm, den Buchstaben „r“ nicht zu sprechen — „unglaublich“ moderne Leute, die „Gigerl der Revolution“. Der „Incroyable“ trug eine sein Gesicht fast zur Hälfte bedeckende, unter Verwendung von vier Ellen Musselin gefertigte Kravatte, möglichst von grüner Farbe. Die Jakobiner perhorreszierten das Grün, weil Charlotte Corday bei der Ermordung Marats einen Hut dieser Farbe getragen hatte; so wurde es naturgemäß von allen bevorzugt, denen das Ereignis des 9. Thermidor als eine Rettung des Staates aus großer Gefahr erschien. Ein derber Knotenstock und eine plumpe Lorquette mit großen Gläsern vervollständigten die Toilette der Incroyables, die bald auch wieder den Mut fanden, weiße Wäsche zu tragen, was zur Konventszeit als unerhörter Luxus gegolten hatte.

Die so wunderbar verummte Jugend beiderlei Geschlechts fand sich aber doch zurück zu den natürlichen Freuden ihrer Jahre; vor allem trat sie in eine voll ausgenutzte Ara des Tanzes ein. In früheren Palästen und einstigen Klöstern, die zu Ballsälen hergerichtet wurden, vermählte der Rhythmus die Paare; Brust an Brust gedrückt, daß der Atem sich mischte, wirbelten sie dahin, fest ineinander geschlungen, kreiseln gleich, die sich drehen, gewiegt vom Takte eines deutschen Walzers, der eben seinen Siegeszug über den Rhein begonnen hatte. Und neben dem Tanze liebten die Sechzehn- und Zwanzigjährigen vielleicht noch mehr die Tänzer oder die Tänzerinnen. Daneben aber betrieben die jungen Herren den Sport der Körperkultur; mancher Don Juan war im Nebenamte ein Herkules. Diese Athleten bedurften jedoch zur Aufrechterhaltung ihrer körperlichen Leistungsfähigkeit entsprechender Mengen von Speise und Trank; Schlemmereien waren daher an der Tagesordnung, und es gab Leute, die, wie der spätere General Junot es liebte, ihren Magen für die Aufnahme der Hauptmahlzeit durch den Genuß von ein paar hundert Austern vorbereiteten. Und die Frau wetteiferte mit den Männern um die Palme der Muskelpflege; der Schauplatz, auf dem sie

in Tätigkeit trat, war bald nicht mehr ihr Heim, sondern die Arena, und in automedontischen Regungen ersticke jedes hausmütterliche Gefühl. Ja auch in der massenhaften Nahrungsaufnahme suchte sie es den männlichen Vorbildern gleichzutun, und so verlor manche Rose ihren Duft. Ältere Damen aber widmeten sich mit Vorliebe dem Spiel, das seine Anziehungskraft auch jetzt wieder bewährte; doch verwendeten sie selbstverständlich republikanische Karten, auf denen die Könige Hüte und die Königinnen rote Freiheitsmützen trugen.

Weit eifriger noch als dem Tanze, dem Sport, den Tafelgenüssen und dem Spiel huldigte man aber den Freuden der Liebe. Das achtzehnte Jahrhundert ist ja ausgesprochenermassen dasjenige des Weibes und trägt, wenigstens soweit Frankreich in Betracht kommt, ganz entschieden das Parfüm der Frau; daher spielte man auch in den direktorialen Tagen mit der Liebe kein Verstecken, und die damals so tolerante Moral gab allem, was weiblich war, eine Art Recht auf Abwege. Besonders waren — was ja freilich auch zu anderen Zeiten gewesen ist und sein wird — die Heldinnen der Bühne so gefällig wie begehrt; Mademoiselle Contat, in den Kreisen der Halbwelt und nicht minder in der Welt der Kulissen ein helleuchtender Stern, dazu vom Nimbus der großen Dame umstrahlt, liefert den Beweis: politisch neutral, erhörte sie, die einst dem Grafen Artois, dem Bruder Ludwigs des Sechzehnten, nahe gestanden hatte, später den Fleischer Legendre, den vielgenannten Konventswann. Manche dieser Theaterdamen vertauschte aber gern die Bühne mit einem behaglichen Familienheim, so die schöne Mademoiselle Lange, die ihren früheren Geliebten, den wohlsituierten Wagenbauer Simon, heiratete und ihn, in der ars amandi vielseitig geschult, sehr glücklich machte; und als bald darauf Simons verwitweter Vater ebenfalls eine liebreizende Schauspielerin, Mademoiselle Candrille, ehelichte, kurrierte das Witwort: *que j'amais plus belle-mère n'avait eu plus belle-fille*. Allen nach Hymens Fesseln sich Sehnennden kam aber der Citoyen Liardot entgegen, dem es vorbehalten blieb, das erste Heiratsbureau in Paris zu eröffnen. Der geniale Manager wollte den Bürgerinnen — Jungfrauen oder Witwen —, die einen Gatten suchten, aber fürchteten, durch dahin zielende Offerten die Sittsamkeit, „das Erbeil ihres Geschlechts“, wie er sich höflich genug ausdrückte, zu verletzen, Gelegenheit zur Erfüllung ihrer Wünsche geben. Diskretion natürlich Ehrensache. Und das Geschäft entsprach zu genau dem Bedürfnis, als daß es nicht hätte gehen sollen; nur stellte sich, wie immer in solchen Fällen, bald die leidige Konkurrenz ein. Freilich bemühte man den Standesbeamten oft ziemlich zwecklos; unzählige Male wurde das Band, das er gefnüpft hatte, schon nach kurzer Zeit mutwillig wieder zerrissen. Die eheliche Gemeinschaft der Direktorialzeit war oft nur temporär; man engagierte sich, als handle es sich um einen Kontertan, und löste den Bund, wie man etwa von einem kurzbefristeten Mietkontrakte zurücktritt. Mancher Frau brach freilich fast das Herz, wenn sie die Scheidungsurkunde unterzeichnen sollte, wie Julie Carreau, der Gattin des Schauspielers Talma; aber auf eine, die die Trennung beklagte, kamen hundert Freiheitsklüsterne. Denn seit Helena den Menelaos verließ, hat es zu allen Zeiten Frauen gegeben, die die Ehe als lästige Fessel empfanden. Derartig lockere Anschauungen erzeugten natürlich oft die wunderbarsten Konstellationen; so heirateten manchmal Frauen im Herbst Soldaten, wenn diese in die Winterquartiere einrückten, obgleich die unbeständigen Söhne des Mars von vornherein erklärten, sie würden sich zur Frühlingszeit, sobald es wieder ins Feld gehe, unter allen Umständen scheiden lassen, und ganz deutlich spiegelt sich der frivole Geist der Zeit in folgender Erzählung wieder: Als Theresie Cabarrus mit Herrn v. Fontenay in Scheidung lag, bat sie ihn zum Abschiede um einen Schmuck, der ihr besonders gefiel; er aber antwortete: „Ich werde ihn aufheben und dir schenken, wenn du erst meine Geliebte sein wirst“. Bei solchen Ansichten über das Verhältnis zwischen Mann und Weib war der aus Italien importierte „cavaliere servente“, ein Ersatz des Gatten auf vielen, manchmal vielleicht auf allen Gebieten, gewissermaßen eine Bürgschaft häuslicher

Friedens; der Frau wurde die Ehe nicht langweilig, und dem Herrn Gemahl schmeichelte es, daß seine Auserwählte einen Bewunderer fand.

In erster Linie waren aber wie zur Jakobinerzeit, so auch unter dem Direktorium die geräumigen Baulichkeiten und Gärten des Palais Royal das Paradies aller Verliebten. Erotische Beziehungen wurden hier schon bei lichten Tage angesponnen, denn unter den Galerien, die zum „Theater der Republik“ führten, hielten entgegenkommende Mädchen kaltes Frühstück feil; andere verbargen ihr wahres Gewerbe hinter dem Verkauf von Modewaren, Quasten, Lavendelwasser, Kettchen, Siegellack und ähnlichen Dingen, und wieder andere, offenerherziger als jene, befestigten an ihrer Tür irgendein obszönes Bild als Symbol ihrer Reize und ihres Metiers. Besonders in den vornehmen Hotels und Restaurants, wo einstige Köche von Herzögen und Erzbischöfen jetzt ihre Kunst in den Dienst des großen Publikums stellten und Angehörige derjenigen Kreise verkehrten, die sich Trüffel in Champagner kochen ließen und jährlich dreihundertfünfundsechzigmal Erdbeeren aßen, gab es „freundliche Bedienung“; daneben aber war noch etwa jedes zehnte Haus ein Asyl galanter Weiblichkeit. Im Palais Royal fand man so ziemlich alles, was Paris an feineren Kurtisanen aufzuweisen hatte: große und kleine, robuste und solche, die zierlich waren wie Puppen, Marien, Amnen und Mariannen. — kurz jedem Geschmacks war Rechnung getragen. In einem Keller dinierte man sogar beim Klange der Hörner einer Damenkapelle, deren Mitglieder als Nymphen gekleidet waren. Und im Garten schlenderten, zum Opferdienst bereit, die Priesterinnen der Liebe einher; meist ganz in Weiß — die Farbe der Unschuld! — gehüllt, nur die Füße mit mattrosafarbenen Schuhen bekleidet, erschienen sie wie Töchter der Luft, auf blaffen, rot gesäumten Wolken einherschwebend. Und durch ihre Reihen drängt sich — Augenweide anderer, lieblicherer Art — ein junges Blumenmädchen, die kleine Marie, die, einst im Dienste der Herzogin von Orleans stehend, nun der im Palais Royal wohnenden, von ihrer Höhe gestürzten gütigen Gebieterin tagtäglich einen blühenden Strauß überbringt. Bob aber sinkende Dämmerung um die prächtigen Alleen diskrete Schleier, so vervielfältigten sich die Scharen schöner Frauen, die die promenierenden Lebemänner ansprachen und sie baten, mit ihnen glücklich zu sein und das Leben zu genießen. Das waren nicht die dürstigen Mädchen, die man auf den Straßen und Plätzen der Stadt traf, geeignet, zur Enthaltbarkeit zu erziehen, nein, moderne Aphroditen mit üppigem Busen und nackten Schultern — Meisterwerke einer von Triebkraft überschäumenden Schöpfung und Vollblutdemimondänen, deren Lebenssymphonie, begreiflicher Weise nichts weniger als eine Pastorale, sich vielmehr aufbaute auf dem oft variierten Thema: „Freude, schöner Götterfunken“; völlig moralisfreie Wesen, die, über engherzige Skrupel erhaben, lebten, um zu lieben, und liebten, um zu leben. Und hier und da glückte es vielleicht auch einer Häßlichen und Alten, wenn das schwache Zwielflicht lauer Sommerabende ihr günstig war, einem liebeshungrigen Nachtwandler das dicke Boskett entlegener Winkel zum Benustempel zu gestalten.

Zwei Mächte waren es hauptsächlich, die nach der Hölle der Terreur den Parisern das Eden der Direktorialzeit schenkten: die Jugend und die Liebe. Was würde Robespierre gesagt haben, wenn er diesen Wandel hätte schauen können, er, der Todfeind jeder Lebensfreude, dem selbst das Lächeln zur Grimasse ward, und dessen Züge, nach Mirabeaus Ausspruch, etwas von denjenigen einer Eßig laufenden Raze hatten? Tempora mutantur.

